

Im Gespräch mit Oxana Matiychuk

von Christian Faludi

Als ich Oxana Matiychuk zum ersten Mal begegnete, empfing sie uns im August 2022 auf dem Campus der Nationalen Jurij-Fedkowskytsch-Universität in Czernowitz/Ukraine. Uns, das waren der Literaturwissenschaftler Tobias Schwessinger und ich. Gemeinsam gehörten wir zum Management-Team für die Bewerbung der Stadt und Universität Jena um das Zukunftszentrum für Deutsche Einheit und Europäische Transformation. Im Rahmen einer Kampagne reisten wir in 14 Tagen durch 14 Länder, besuchten Einrichtungen und trafen Menschen aus dem östlichen Europa, um mit ihnen über ihre Transformationserfahrungen seit den 1980er Jahren zu sprechen. In gewisser Weise wollten wir damit vorwegnehmend einen möglichen Teil der Arbeit des Zukunftszentrums in einer Art Feldexperiment erproben. Eine Reise durch die Geschichte und Visionen der Menschen in Mittel- und Osteuropa ohne die Ukraine hielten wir dabei von Beginn an für inkonsequent. Ebenso waren wir der Überzeugung, es sei falsch, unsere Gesprächspartnerin nicht in ihrer Heimat zu treffen – während das überall sonst zum Dogma gehörte. Und so stand der Entschluss fest, auch in ein Land im Kriegszustand zu reisen.

Der erste Versuch, über die Grenze zu gelangen, scheiterte: In Sighetu Marmatiiei, einer kleinen Stadt im Norden Rumäniens verwehrten Grenzbeamte den Übertritt an ihrer Station, welche diesseits der EU voller Zelte von Hilfsorganisationen war und jenseits keine verheißungsvolle Strecke vermuten ließ. Der Grund für die Verweigerung blieb indes verborgen. Tags darauf versuchten wir es weiter östlich über die Universitätsstadt Iași nahe der Republik Moldau. Vorbei an schier endlosen Schlangen mit LKW erreichten wir die Station Siret, an der sich Familien mit Kindern auf der einen und Männer auf der anderen Seite durch Zäune Hände reichten. Wir waren die einzigen Ausländer, fielen entsprechend auf, wurden beobachtet und immer wieder angesprochen. So auch von Katja, die im März 2022 aus der Nähe von Butscha zu ihrer Tochter nach London geflohen war, ihren Mann und ihre Mutter aber zurücklassen musste. Nun kehrte sie erstmals wieder in ein zerstörtes Zuhause zurück. Katja wiederholte immer wieder, wie wichtig es sei, dass wir in ihr Land reisen und die Menschen dort nicht allein lassen, um ihnen so das Gefühl zu geben, nicht verlassen zu sein. Sie hoffte aber auch, dass in einem Jahr wieder alles »normal« werden würde. Bis dahin sollten wir berichten, was wir sehen.

Die Begegnung ging unter die Haut, aber sie machte auch

→ Oxana Matiychuk und Oleh Barasij während des Gespräches in der Universität Czernowitz, 18. August 2022 (C. Faludi)



Dr. Christian Faludi ist Historiker / Politikwissenschaftler aus Weimar und GEDG-Projektleiter. Er ist Herausgeber der Wissensreihe »Demokratie-Geschichte« sowie der Schriftenreihe »Beiträge zur Geschichte der Demokratie und Erinnerungskultur«, assoziierter Wissenschaftler an der FSU Jena sowie als selbständiger Autor, Ausstellungskurator und wissenschaftlicher Berater tätig.

Mut für unser Vorhaben, Oxana Matiychuk zu treffen, die am Lehrstuhl für ausländische Literaturgeschichte und Literaturtheorie an der Universität in Czernowitz unterrichtet. In der früheren Stadt am Rande der Habsburgermonarchie, in welcher der Dichter Paul Celan geboren wurde, wo sich von jeher Völker Osteuropas begegnen und die in der Sowjetunion militärisches Sperrgebiet gewesen war, ist seit Beginn des Transformationsprozesses Anfang der 1990er Jahre einmal mehr ein Kulturzentrum der Ukraine entstanden. In Deutschland würde man sagen, der Ort bildet die Mitte einer kulturellen Impulsregion.

Oxana Matiychuk, die hier lebt und arbeitet, ist prädestiniert für die Gesprächsreihe des Bulletins, in der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie Menschen, die sich für die Vermittlung von Demokratiegeschichte engagieren, zu Wort kommen. Als promovierte Mitarbeiterin im International Office ihrer Universität und Leiterin der Ukrainisch-Deutschen Kulturgesellschaft Czernowitz am Zentrum »Gedankendach« zeichnet sie für zahlreiche Projekte verantwortlich – insbesondere mit deutschsprachigen Partnerinstitutionen. Bis zum Kriegsbeginn organisierte sie etliche Programme,



die sich unter anderem mit den Themen Demokratie, Geschichte und Erinnerungskultur auseinandersetzten und Menschen verschiedener Länder etwa in Deutschland oder Frankreich zusammenführten. Nicht zuletzt bildete das Zentrum »Gedankendach« aber auch einen Knotenpunkt des Austausches, der viele Besucherinnen und Besucher in den ukrainischen Teil der Bukowina geführt hatte. Seit dem 24. Februar 2022 war nahezu niemand mehr gekommen.¹

Am 18. August 2023 treffen wir Oxana Matychuk vor den Toren ihrer Heimatuniversität. Neben dem Zugang ist ein großes Transparent angebracht. Auf die Frage, was das Wort darauf bedeutet, antwortet Oxana: »Dass hier Bunker sind«. Sie erklärt routiniert, dass die Universität zwei große Luftschutzkeller besitzt, in denen die Menschen bei russischen Angriffen unterkommen können. Bevor wir ins Büro gehen, wird sie uns noch durch die Räume führen und belehren, dass wir direkt hinuntergehen müssen, falls während unseres Aufenthaltes Alarm ertönt. Sie selbst würde nachkommen, sobald alle anderen im Keller sind. Unsere Gastgeberin meint damit vor allem die zahlreichen Abitu-

rienten und deren Eltern, die momentan zur Einschreibung für das kommende Semester in der Universität weilen und für die sie im Fall der Fälle mit Verantwortung trägt. Nach dem Rundgang führt uns Oxana in den Besprechungsraum, wo wir die Unterhaltung de facto mit einer Zeitzeugin beginnen, die sich nach wie vor inmitten des thematisierten Geschehens befindet. Ein halbes Jahr später reflektiere ich im Rahmen eines Online-Gesprächs erneut mit ihr. In letzter Konsequenz bringt uns diese zweite Unterredung zu der Frage, ob sich meine Gesprächspartnerin heute vorstellen könne, in einer für sie hoffentlich positiven Zukunft jemals einen Schlussstrich unter die unmittelbar erlebte Geschichte zu ziehen.

1 — Seit Kriegsbeginn schreibt Oxana Matychuk auch für die Süddeutsche Zeitung ein »Tagebuch«. Im Dezember 2022 besuchte sie ein Reporter des Blattes. Vgl. [sueddeutsche.de/thema/ukrainisches_tagebuch](https://www.sueddeutsche.de/thema/ukrainisches_tagebuch).



OM: War es für euch schwierig, nach Czernowitz zu kommen?

CF: Tatsächlich sind wir erfahrene Reisende, das heißt, die meisten Länder, die wir durchqueren, kennen wir bereits. Ich selbst war 2018 zum letzten Mal in der Ukraine und damals auch mehrere Tage in Czernowitz. Dementsprechend ist es nicht vollkommen blauäugig, dass wir hierhingefahren sind. Aber was uns erwarten würde und was die Menschen uns sagen, die wir treffen, das wussten wir vorher freilich nicht. Wir hatten zum Beispiel eben erst an der Grenze den Fall, dass uns eine Frau angesprochen hat, die zu Kriegsbeginn aus der Nähe von Butscha geflohen ist. Das war ein sehr bewegender Moment. Auch weil man sich auf derartige Situationen nicht vorbereiten kann. Und es macht natürlich etwas mit uns; mit dem, wer wir sind und wer wir sein wollen.

Und weil mir dieses Erlebnis von eben noch so nah ist, möchte ich unser Gespräch mit der Frage beginnen: Bekommt ihr in Czernowitz noch häufig Besuch von Menschen aus dem Ausland, die sich für das interessieren, was hier passiert und wie es euch damit geht?

OM: Nein, seit dem Kriegsbeginn nicht mehr. Viele haben Angst, in die Ukraine einzureisen. Als einziger kam in den letzten sechs Monaten der Direktor unserer Partnereinrichtung in München vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas. Das ist für uns ein großartiger Partner, der auch ein Spendenkonto eingerichtet hat, und sie kümmern sich wirklich um vieles, verwalten Geld, unter-

stützen Hilfslieferungen. Das machen sie nebenbei, obwohl es schon eine Riesenarbeit ist. Wir wissen, was es bedeutet, wenn sie als wissenschaftliches Institut auch noch für uns arbeiten, die humanitäre Hilfe unterstützen und dabei vieles selbst leisten. Darüber hinaus gibt es hier viele Freiwillige, die mit humanitären Missionen unterwegs sind. Die sieht man an einzelnen Stellen in der Stadt. Es gibt auch Ärzte und wir hatten mehrfach Kollegen, die mit einem humanitären Transport kamen, aber nicht über die Grenze fahren wollten. Wir haben sie dann auf der rumänischen Seite getroffen und alles umgeladen.

Früher hatten wir immer viele Besucher in Czernowitz. Im September oder in der Pfingstzeit gab es sehr viele Studienreisen. Wir waren in einem permanenten Austausch mit unseren Partneruniversitäten in verschiedenen EU-Ländern – in Deutschland sowieso. Im International Office haben wir dann alle Gäste begrüßt und begleitet, waren auch für Projekte verantwortlich oder haben gedolmetscht. Das ist jetzt ganz anders.

Aber wir verstehen das natürlich auch. Wir wissen zum Beispiel, dass manche Partner aus Deutschland offiziell nicht einreisen dürfen. Und dass sie, selbst wenn sie privat kommen würden, gegen Bestimmungen in ihren Arbeitsverträgen verstoßen würden. Ähnlich ist es mit den Studierenden. Viele gehen ins Ausland – vorausgesetzt, sie sind nicht männlich. Austauschstudenten gibt es bis auf ganz wenige Ausnahmen keine mehr hier. Was die Mitarbeiter angeht, darüber hat – ehrlich gesagt – keiner mehr den Überblick, wer noch da ist. Am 1. September ist Semesterbeginn, und wir wissen überhaupt nicht, wie das werden...

nen heulen!]

Nein, sorry, das ist jetzt der Fall, von dem ich euch
 chtet habe. (...) Aber ihr erlebt es hautnah. Wir gehen
 in Bunker. (...)

dem Weg in die Schutzräume folgen uns Mitarbeiter
 Universität, die routiniert ihren Platz finden. Wir hin-
 können uns nicht entscheiden, in welchen Raum wir
 en, fühlen uns buchstäblich fehl am Platz. Als Oxana
 reppe herunterkommt, macht sich Erleichterung breit.
 at ihre Dienstaufgaben als »Lenkerin« an Oleh abge-
 können, der eben noch mit im Raum saß. Nun führt sie
 n einen Keller, in den der Hausmeister eine künstliche
 pflanze gestellt und einen kleinen Teppich gelegt hat,
 nn »gemütlicher« zu machen. Im Nachbarraum spielen
 gen Tischtennis. Ich geselle mich zu Letzteren, wäh-
 Tobias Schwessinger das Gespräch vorübergehend
 n fortführt.]

Hier können wir weitersprechen. (...) Wenn das Se-
 ter losgeht, wird es spannend, wie viele Studenten
 men werden und wo die alle im Alarmfall hingehen
 n, da die Schutzräume nicht groß genug sind. Daher
 ein Teil sicher online unterrichtet werden müssen.
 Rektor hat das auch ausdrücklich freigestellt, sodass
 er aus dem Ausland hierherkommen muss, um wei-
 tudieren zu können. Die große Herausforderung wird
 ein großes Chaos zu vermeiden.

Christian hat mir unterwegs erzählt, dass du über dei-
 Organisation »Gedankendach« unter anderem auch
 indungen nach Jena hast?

Das war ein Kooperationsprojekt, ein Jugendaus-
 ch. Ich habe so etwas früher häufig gemacht, überall
 eutschland oder auch in anderen Ländern. Mit vielen
 e ich auch noch Kontakte. Aber unser Projekt in Jena
 ein wirklich tolles Projekt, bei dem wir uns unter dem
 »Zwischen den Fronten« mit dem Thema Krieg ausei-
 dergesetzt haben. Wir hatten damals, im Jahr 2018 war
 monatelang auf eine Aufführung mit der Freien Bühne
 und mit Les Tréteaux de France und Ukrainern hin-
 beitet. Das Stück wurde anlässlich des 100. Jahresta-
 nach Beendigung des Ersten Weltkrieges auf dem Frie-
 sberg aufgeführt. Das war wirklich ein tolles Erlebnis.

komme in den Raum zurück und berichte, dass ich Fo-
 von den Mitarbeitern beim Tischtennis gemacht habe.]

OM: Bei euch zu Hause werden viele sagen, die Fotos sind
 alle nachgestellt. So wie die Russen sagen: Das ist Fake.

CF: Die Vorstellung von Krieg ist bei den meisten Men-
 schen auch eine komplett andere als das, was er wirklich
 bedeutet. In Deutschland glauben viele, im Krieg würden
 permanent Bomben fallen. Man müsse sich ständig vor
 Schüssen in Acht nehmen. Wenn wir dann erzählen, dass
 wir beim Kaffee gesessen und geredet haben, werden ei-
 nige meinen, das kann doch gar nicht stimmen.

OM: Ja, das ging vielen hier genauso. Vorher war der Krieg
 auch für uns immer irgendwo anders, in Syrien oder in Ge-
 orgien. Das haben wir damals zwar mitbekommen, jetzt ist
 es aber etwas ganz anderes. Ich lese manchmal im deut-
 schen Facebook Kommentare wie: »So schlimm kann's ja
 nicht sein!« Aber wenn die ganze Ukraine im Keller sitzt,
 dann haben wir und dann habt ihr in der EU die Russen vor
 der Tür. Für mich ist das aber keine bloße Vorstellung mehr.
 Für mich ist es Alltag. Und ich würde mich auch unterste-
 hen, meine Kommentare abzugeben, obwohl ich nicht weiß,
 wie es ist. Ich würde mir nie zutrauen, etwas über die Si-
 tuation der Menschen in Syrien zu schreiben, weil ich da
 wirklich keine Ahnung habe. Da schreibe ich doch lieber
 nichts. Aber die Menschen sind mittlerweile so schnell in
 ihren Meinungen, und sie denken, ihre Meinung wäre tat-
 sächlich die Wahrheit.

CF: Auch wenn es vielleicht angesichts der Situation um
 uns herum etwas abgedroschen wirkt, will ich dich trotz-
 dem gerade hier und jetzt fragen: Was sind deine Wünsche,
 deine Hoffnungen für die Zukunft?

OM: Ich will wie – glaube ich – über 80 Prozent der Men-
 schen in der Ukraine das Land in den Grenzen vor 2014
 zurück. Das wäre sozusagen das Ziel und dafür brauchen
 wir einfach sehr viele Waffen. Um einmal Klartext zu reden:
 Ohne Waffen ist es nicht zu schaffen. Es kann sein, dass ihr
 eine andere Meinung habt, aber ich bin mir absolut sicher,
 man kann mit den Russen nicht verhandeln. Wer daran
 glaubt, ist, gelinde gesagt, naiv.

Daher sind Waffenlieferungen unsere einzige Hoffnung.
 Und wir brauchen starke Partner, denn Russlands Ressour-
 cen sind auch nicht unendlich. Teilweise sind es jetzt schon
 veraltete Waffen aus der Sowjetzeit, die sie verwenden.
 Doch die sind leider nicht harmloser. Im Gegenteil, die sind
 noch zerstörerischer und schlimmer. Das sieht man immer
 wieder, wenn sie die Raketen wohin auch immer werfen.
 Dadurch entstehen enorme Zerstörungen. Die »Exaktheit«



der Angriffe, die Außenminister Lawrow immer wieder behauptet, ist lächerlich. Die gibt es nicht.

CF: Wie geht es dir damit, wenn du in den Meldungen die Diskussionen darüber verfolgst, ob Waffen in die Ukraine geliefert werden sollen? Und dass es etwa in Deutschland ein längerer politischer Prozess und auch ein Ringen darum ist, dass diese Entscheidungen getroffen werden, ob geliefert wird oder auch nicht?

OM: Das sind gemischte Gefühle. Ich hoffe nur, dass wir bis dahin, also bis wir genug Waffen haben, auch noch genug Menschen haben werden, die imstande sind, unser Land zu verteidigen. Wir haben ja nicht so viele menschliche Ressourcen wie Russland. Und obwohl die russische Armee weit mehr speziell ausgebildete Soldaten verloren hat als wir, haben sie immer noch viel »Kanonenfutter«. Aber wir wollen natürlich nicht, dass unsere Männer und Frauen zu »Kanonenfutter« werden, weil uns das Gerät und die Waffen fehlen.

CF: Und auf längere Sicht?

OM: Ich will irgendwann internationale Gerichte für die Russen. Langfristig gedacht wünsche ich mir, dass Russland sich als Land modernisieren und demokratisieren kann – von innen heraus. Obwohl ich an dieser Stelle sofort relativierend fragen muss, ob das überhaupt möglich ist, weil das Land überhaupt keine demokratische Tradition hat. Wenn

man auf die russische Geschichte zurückschaut, muss man doch feststellen, es war immer ein totalitärer Staat, mit Ausnahme vielleicht der kurzen Perestrojka-Zeit und der Jelzin-Jahre. Ein Land mit feudalen Zuständen. Deshalb haben sich die Inhalte nicht groß verändert – die Form vielleicht, aber die Inhalte nicht. Aber ich würde es dem Land wünschen, dass es nicht mehr als ein Schreckensland da steht in der Welt. Ob es das schafft, weiß ich aber nicht.

[Der Alarm wird aufgehoben. Wir machen eine kurze Pause und gehen zurück in den Besprechungsraum.]

CF: Dein Land macht gerade eine massive Veränderung durch. Wer sich die Ukraine in den letzten Jahren anschaut, seitdem es im Donbass angefangen hat, wird merken, es ist innerhalb der Gesellschaft zu einer unheimlichen Militarisierung gekommen. Das betrifft alle, nicht nur die Männer, sondern auch viele Frauen. Schon früher hatte mich bei Fahrten durch die Ukraine beispielsweise an den Militär-Checkpoints oft das Gefühl eingeholt, dass das Militär allgegenwärtig ist. Was macht das mit euch, die ihr hier lebt, wenn viele plötzlich Uniform tragen und Dinge erleben, die sie im Frieden nicht erleben würden?

OM: Rein nüchtern betrachtet muss eine gute professionelle Armee vorhanden sein, wenn man so einen Nachbarn hat. Wir kommen – geografisch – ja nicht weg von diesem Nachbarn. Das ist einfach nicht möglich. Insofern bin ich sehr froh, dass wir seit 2014 die Streitkräfte massiv ausge-

Oxana Matiychuk und Tobias Schwesinger während des Gespräches im Schutzraum, 18. August 2022 (C. Faludi)

Mitarbeiter der Universität spielen während des Alarms Tischtennis im Schutzraum, 18. August 2022 (C. Faludi)



haut und radikal modernisiert haben. Und das fast aus dem Nichts. 2013 hatten wir so gut wie keine ukrainische Armee, so gut wie keine professionellen Soldaten. Ich habe Freunde und Kollegen, die als Soldaten und Soldatinnen oder besser gesagt, als Männer und Frauen freiwillig in den Osten gegangen sind, um gegen die Russen zu kämpfen und das nur mit ihrer Zivilkleidung am Leib. Die haben notfalls in Badelatschen gekämpft. Das war einfach schrecklich. Ohne die Hilfe der Freiwilligen und der ganzen Zivilgesellschaft hätte man die Angreifer aber nicht gestoppt.

Ich weiß noch, ich war 2013/14 in Berlin und habe die Maidan-Proteste teilweise von dort aus verfolgt. Teilweise war ich aber auch in Kiew. Als die Krim-Annexion und der Krieg begannen, habe ich sehr viel mit Freundinnen im Ausland, aber auch von hier versucht, alles Mögliche anzuschaffen, um zu unterstützen. Wir wissen deshalb, wie es war, als einfach alles gebraucht wurde, von Schutzwesten bis hin zu den Kampfschuhen. Viele, die in den Krieg gegangen sind, hatten sich eine Uniform und alles, was man sonst noch braucht, selbst mitbringen müssen. Heute müssen diejenigen, die eingezogen werden, auch einige Sachen selbst mitbringen; wir hören inzwischen jedoch, dass, wenn man tatsächlich »bei Null«, also an der vordersten Linie ist, man jetzt alles hat, was man für den persönlichen Schutz benötigt. Ich hoffe, dass es wirklich so ist.

Im Prinzip ist der Widerstand 2014 erst dank der großen Bemühungen von der Zivilgesellschaft hier in der Ukraine, aber auch von den Ukrainerinnen und Ukrainern im Ausland möglich geworden. Deswegen glaube ich, können wir

jetzt noch gar nicht ganz nachvollziehen, welche Bedeutung unser Engagement in diesem Krieg hat und was die Rolle der Zivilgesellschaft darin ist. Wir schicken von Medikamenten bis hin zu Fleischkonserven einfach alles, was wir besorgen können, an die Front, zu den Menschen, die die Ukraine verteidigen. Das schaffen wir, weil wir bestens vernetzt sind. Wir haben ehemalige Kollegen, Freunde, Bekannte, Familienangehörige, die jetzt kämpfen. Ich glaube, es gibt keinen, der nicht jemanden an der Front hat.

Wenn ihr mitkommt, kann ich euch im Nachbarbüro zeigen, was wir für Sachen für den Fall parat haben, dass jemand von unseren Bekannten, Kollegen, Freunden eingezogen wird. Wir können natürlich keine Waffen kaufen. Das wäre eine ganz andere Größenordnung. Also kaufen wir zum Beispiel Wasserfilter. Da drüben sind Erste-Hilfe-Sets. Das hier sind spezielle Kerzen für den Schützengraben. Solche Dinge haben wir immer ausreichend da. Oder wenn sich jemand bei uns meldet und sagt, wir brauchen das und das, dann versuchen wir es zu besorgen. Wir organisieren auch Transporte mit Lebensmitteln und Medikamenten in die umkämpften Gebiete. Es gibt sogar Kollegen, die Menschen von dort evakuieren.

CF: Jeder in der Gesellschaft beteiligt sich daran?

OM: Auf jeden Fall. Es gibt vielleicht fünf Prozent der Menschen, die nicht mitmachen, die sich abkapseln oder in einen Kokon legen.

CF: Kann ich mir das so vorstellen, dass der Krieg tatsächlich die Gesellschaft zusammengeschweißt und diese sich auch dementsprechend verändert hat? Also dass die Menschen näher zusammengerückt sind und auch aufeinander mehr achtgeben?

OM: Auf jeden Fall. Das ist auf jeden Fall so. Aber man muss hinzufügen, selbst in diesem schrecklichen Krieg gibt es Menschen, die nur an ihren eigenen Profit denken. Ich habe schon mehrfach selbst Missbrauchsfälle erlebt, dass etwa humanitäre Hilfe nicht zu eigentlichen Zwecken verwendet wird. Dass zum Beispiel Ambulanzen nicht an die Front geschickt oder an ein Krankenhaus übergeben, sondern für den privaten Profit genutzt werden. Das ist das Allerschlimmste. Ich kann wirklich nicht verstehen, wie Menschen unter solchen Umständen, in denen sie ja theoretisch morgen auch selbst gefährdet sein können, sich so verhalten, dass sie Profit schlagen aus dem Krieg. Aber ich glaube, das war immer so. Als Bertolt Brecht »Mutter Courage und ihre Kinder« geschrieben hat, wusste er schon, was vor sich geht. Insofern halte ich im Prinzip nichts für grundsätzlich verändert, wenn man an das menschliche Wesen denkt.

CF: Nun sind wir keine Politiker und auch keine Militärs, aber gibt es aus deiner Sicht irgendetwas, mit dem wir im Rahmen unserer Möglichkeiten helfen können – auch im Hinblick auf die Zukunft, in der es ja unter anderem darum wird gehen müssen, emotionale Wunden zu heilen?

OM: Ich glaube, das Wichtigste im Krieg wie im Frieden ist, dass ihr – und damit meine ich nicht nur euch, sondern alle da draußen – Kontakte ausbaut, dass ihr mit Menschen direkt kommuniziert, dass ihr berichtet, dass ihr Interesse zeigt, dass ihr in Austausch kommt, und auch aufeinander hört. Und dass ihr wahrnehmt, was viele vielleicht so nicht wahrhaben möchten. Darüber hinaus wird es wichtig sein, Orte zu schaffen, wo Menschen, die kritisch denken und nie mit der Ukraine in Kontakt gekommen sind, den Kontakt finden. Das können sie, glaube ich, am besten durch Kunst und Kultur. Insofern glaube ich, ist es sehr wichtig, dass Einrichtungen zum Austausch gegründet werden und dass dort auch Dialoge stattfinden. Dass sich die Menschen gegenseitig aufzeigen, was es für ein Land bedeutet, im Krieg zu sein. Wer weiß schon, wie es 2008 für Georgien war, angegriffen worden zu sein? Wie viele Deutsche würden Georgien überhaupt auf der Karte finden, geschweige denn wissen, was dort passiert ist?

CF: Im Umkehrschluss könnte es im gegenseitigen Austausch auch für euch interessant sein, die Perspektiven und Geschichten von Menschen anderer Länder kennenzulernen, und deren Sicht auf die Dinge zu erfahren, um eure eigenen Ansichten zu überprüfen?

OM: Auf jeden Fall. Das haben wir im Prinzip mit unserer Kulturarbeit vor dem Krieg schon getan, dass wir gemeinsam über die Vergangenheiten reflektiert haben. Und es war gerade in Ostdeutschland oft so, dass wir festgestellt haben, dass wir die Probleme der anderen nachvollziehen konnten. Dabei waren es jedes Mal andere Geschichten, die erzählt worden sind, und trotzdem hat es sich vertraut angefühlt. Deswegen bin ich immer dafür, dass man diese Beziehungen ausbaut und nicht wartet, bis sich alles beruhigt hat. Denn das kann – realistisch betrachtet – noch sehr lange dauern.

CF: Dann sollten wir es angehen und auch darauf achten, dass wir uns nicht aus den Augen verlieren, stattdessen immer wieder nachfragen, wie es euch hier in der Ukraine geht. Wäre das ein gutes Ziel?

OM: Ich bin sehr dafür.

Nach mehreren Schriftwechseln treffe ich Oxana am 8. März 2023 wieder. Im virtuellen Raum sitzen wir uns dieses Mal an unseren Schreibtischen in Czernowitz und Weimar gegenüber. Meine Gesprächspartnerin wirkt unverändert kämpferisch, aber auch erschöpft:

CF: Der Beginn der russischen Invasion ist nun ein Jahr her; vor einem halben Jahr haben wir uns das letzte Mal gesehen: Wie ist es dir seither ergangen?

OM: Ich kann für mich persönlich sagen, ich gehöre nach wie vor zu den absolut Glücklichen, die im eigenen Haus, unter dem eigenen Dach, auch im eigenen Bett aufwachen dürfen. Das ist ein großes Privileg. Davon abgesehen hat sich hier für sehr viele sehr viel verändert. Wir haben seit August so viele Menschen verloren. Ich habe im weiteren Bekann-tenkreis Familien, die erst vor kurzem vor allem männliche Familienangehörige verloren haben. Für die hat sich alles verändert. Wir haben auch unter den Absolventen und unter den Studenten unserer Universität einige, die gefallen sind. Das geht natürlich auch nicht spurlos an mir vorüber.

CF: Im August hast du mir erzählt, dass es wohl keinen Menschen in der Ukraine mehr geben dürfte, der nicht

→ Oxana Matiychuk zeigt Ausrüstungsgegenstände, die eingezogenen Soldatinnen und Soldaten von Kollegen der Universität mitgegeben werden, 18. August 2022 (C. Faludi)

einen Verwandten oder Freund im Kriegsdienst hat. Heute müssen wir sagen, dass es wohl niemanden mehr gibt, der nicht jemanden im Krieg verloren hat?

OM: Es ist einfach unmöglich! Ja!

CF: Ist unter solch einem Stress überhaupt noch ein (universitärer) Alltag möglich?

OM: An der Universität hat sich auch viel verändert. Viele Kollegen sind nun schon sehr lange an der Front. Wir sehen sie manchmal wieder, wenn sie kurz Urlaub haben und zum Beispiel zum Geburtstag ihrer Kinder kommen. Dann erzählen sie ein wenig aus ihrem Kriegsalltag, der für uns absolut nicht nachvollziehbar ist. Anfangs waren das noch in großer Mehrzahl die Reservisten und die Freiwilligen. Jetzt betrifft es aber auch alle anderen Männer. Wer noch da ist und keinen geschützten Beruf hat, muss jeden Tag damit rechnen, dass er zur Armee geholt wird. Das macht alles sehr ungewiss.

Im Moment erleben wir eine Phase, in der wir merken, dass die Militärbehörden verstärkt die männlichen Kollegen aus den Verwaltungen der Hochschulen herausgreifen. Vor zwei Wochen erst wurde der Leiter der Abteilung Rechnungswesen eingezogen. Und ich weiß, dass vor einigen Tagen der Bescheid an den Rektor gekommen ist, dass sich drei weitere Abteilungsleiter melden sollen. Das bedeutet für uns konkret, dass Stellvertreter die Posten besetzen müssen, bis der Krieg vorbei ist und die Kollegen zurückkommen können. Diese Garantie haben sie, dass sie wieder zurückkönnen. Aber es ist natürlich schwierig, wenn Fachkräfte länger wegfallen, weil damit die Kompetenzen fehlen.

Die promovierten Dozenten mit voller Stelle sind noch vor der Mobilmachung geschützt, sodass wir zumindest den Lehrbetrieb aufrechterhalten können. Wir müssen das aber hybrid machen, weil wir nur so viele Personen im Gebäude haben dürfen, wie wir Plätze in den Schutzräumen zur Verfügung stellen können. Also versuchen wir, zumindest mit den jungen Semestern teilweise Präsenzunterricht zu machen. Die Masterstudenten schalten sich online dazu. Wir können nur dieses Angebot schaffen. Am Ende liegt es dann an den Studenten selbst, was sie daraus machen. Und wie vor dem Februar 2022 gibt es freilich auch jetzt welche, die ernsthaft bei der Sache sind und welche, die ich nie sehe. Generell wollen wir im Moment aber keinen von ihnen exmatrikulieren – zumal viele im Ausland sind und die Verbindung nicht gekappt werden soll.



CF: Ich erlebte dich letztes Jahr voller Elan und Entschlossenheit. Entsprechend redeten wir ausführlich darüber, wie wichtig es für die ukrainische Armee ist, dass Waffen ins Land geliefert werden. Unter anderem hast du damals den beeindruckenden Satz zu mir gesagt, dass ihr – sinngemäß – die Waffen braucht, solange ihr noch Menschen habt, die sie auch bedienen können. Nun hat sich nach langem Ringen etwas bewegt. Ist das aus deiner Sicht noch rechtzeitig passiert?

OM: Ich verstehe wirklich nicht, warum diese Entscheidungen nicht früher getroffen worden sind. Es war doch schnell klar, dass erstens mit Putin keine Verhandlungen möglich sind. Und es war doch zweitens auch klar – zumindest für diejenigen, die keine Realitätsverweigerer sind –, dass die ukrainische Armee etwas leisten kann. Natürlich muss man die Soldaten ausbilden. Natürlich muss man das tun, wenn sie Waffen bedienen sollen, die sie noch nie bedient haben, die sie nie gesehen haben. Natürlich muss man sie schulen. Aber es war doch wirklich nach wenigen Monaten mehr als deutlich, dass sie dazu fähig sind, und dass sie auch willig sind. Und ge-

nauso klar war doch, dass es absolut aussichtslos ist, wenn man immer wieder nur beteuert, verhandeln zu wollen, und derweil abwartet, was vielleicht passieren könnte. Ich meine, unser Land blutet aus.

Ich hoffe, es ist nicht zu spät. Und ich kann nach wie vor den Satz sagen, den du jetzt zitiert hast: Ich hoffe, aber ich weiß es nicht, dass wir die Menschen noch haben, die nötig sind, um all das zu bedienen und um eine Offensive zu starten. Ich finde, der Westen hätte wirklich viel früher einsehen müssen, dass der Ukraine in militärischer Hinsicht anders wirklich nicht zu helfen ist.

In humanitärer, sozialer und wirtschaftlicher Sicht hat Deutschland und haben auch andere Länder sehr, sehr viel getan. Das steht außer Frage. Aber mit Russland kann der Krieg nur militärisch beendet werden. Und ich weiß ja, dass sich Deutschland aufgrund seiner Geschichte schwertut mit diesen Dingen. Aber wenn ich manches mitbekomme aus Deutschland, das macht mich wahnsinnig. Zum Beispiel die Ideen des Friedensforschers Jürgen Grässlin.² Diese Konzepte funktionieren nicht einmal am Schreibtisch; oder sie funktionieren vielleicht bei einem Konflikt zwischen zwei Nachbarn, aber doch nicht im Krieg. Wer daran glaubt, verweigert die Realität.

CF: Ich kann deine Wut und Verzweiflung gut verstehen, muss aber auch gestehen, dass ich bis zu unserem Treffen im letzten Sommer nicht restlos davon überzeugt gewesen war, was die Lieferung schwerer Waffen anbelangt. Erst die Reise zu dir und das Erlebnis hier haben meine Sinne dahingehend geschärft, dass es keine ernstzunehmende Alternative zu Waffenlieferungen gibt, sofern wir nicht wollen, dass dieser Konflikt ein Land nach dem nächsten in Brand steckt. Deshalb glaube ich, nachvollziehen zu können, warum viele Menschen im Westen skeptisch sind und warum das Interesse am Verlauf dieses Krieges im Baltikum oder in Rumänien und Polen ein größeres ist als in Frankreich oder Spanien. Und ich kann mir zumindest vorstellen, warum es vielen schon seit 2014 attraktiv ist, in Naivität verfallen und glauben zu wollen, es gebe auch eine andere Lösung, bei der wir Deutsche nichts tun müssten. Will fragen: Wie ist das für dich, wenn du diese skeptischen Stimmen heute noch hörst?

OM: Meine akademischen Kollegen im Ausland haben mir anfangs oft das gesagt, was du auch beschreibst. Im Frühjahr 2022 hätte sich kaum einer von ihnen vorstellen können, dass die Ukraine standhält. Einige haben mir auch geschrieben, dass es sich wohl nur um eine Frage

von Wochen handeln dürfte. Wir hier waren dann immer sehr erstaunt, so etwas zu lesen. Aber im Laufe der Ereignisse haben sie ihre Einstellungen geändert. Und ich nehme an, das ist normal. Je mehr die Menschen erfahren, aus welchen Quellen auch immer, über Verwandte oder andere Kontakte, desto schneller begreifen sie, was passiert und worum es geht.

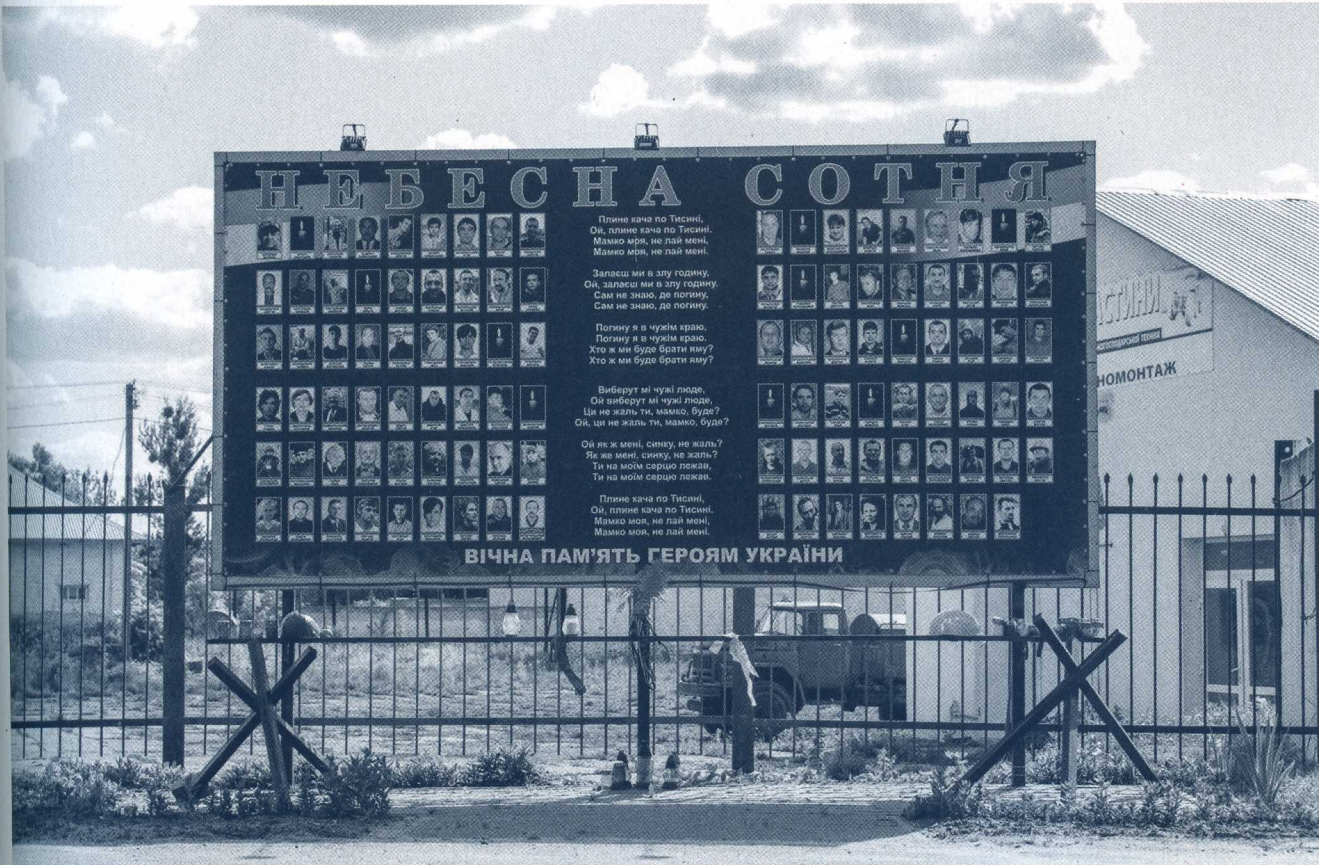
Dann gibt es aber auch diejenigen, die trotz allem an ihren Vorstellungen festhalten. Wenn ich böse sein möchte, könnte ich sagen, sie sind begriffsstutzig. Sorry. Was mich an diesen Menschen besonders wütend macht, ist, dass sie ohne jedes Hintergrundwissen, ohne jede Ahnung immer die schnellsten sind mit ihren Konzepten, offenen Briefen oder Friedensmanifesten.

Wie kann das sein, wo ihr Deutsche doch so sehr geneigt seid, differenziert zu denken? Wo ihr doch immer akribisch alle Zusammenhänge ergründen wollt?

CF: Ich vermute, es ist eine Wunschvorstellung, die uns beide verbindet, dass »den Deutschen« so eine Eigenschaft zu eigen wäre. Ich meine aber, dass es ein weitverbreitetes Phänomen ist, dass vor allem die Menschen mit wenig Sachverstand am lautesten und besonders selbstsicher ihre Meinungen nach außen tragen. Daneben gibt es freilich Demagogen, die vehement aus Prinzip gegenhalten und lautstark Halbwahrheiten streuen. Die Mischung macht es so gefährlich. Bei manchen Prominenten, wie vielleicht bei Sarah Wagenknecht und Alice Schwarzer, treffen dann Kalkül und Naivität zusammen – wobei sicher noch keine von beiden seit Kriegsbeginn in der Ukraine, geschweige denn beispielsweise in Butscha gewesen sein dürfte.

OM: Wozu auch? Wagenknecht hat ja gesagt, sie hält nichts von diesem »Polit-Tourismus«. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass ich bei Deutschen einer ganzen Palette von Einstellungen begegne, von sehr sachlichen Analysen bis hin zu Aussagen, nach denen das ja alles gar nicht so schlimm wäre. Und natürlich wünschte ich mir, dass Deutschland so reagieren würde wie es etwa Litauen oder Polen machen. In Litauen zum Beispiel sammelt die ganze Bevölkerung Geld für Drohnen, weil ein einzelner eine Kampagne gestartet hat. Dieses kleine Land tut das, um uns zu helfen. Dort stellt keiner die Frage, ob wir nicht einfach immer wieder ein bisschen Territorium abgeben wollen, damit der Krieg vertagt wird.

CF: Was macht das mit euch und speziell mit eurer Sicht auf Deutschland?



OM: Das ist sehr unterschiedlich und auch komplex. Menschen wie ich, die mit Deutschland sehr eng verbunden sind, sehen das freilich mit anderen Augen als diejenigen, die Deutschland nur als Land von Mercedes und Porsche kennen. Natürlich sind wir alle sehr dankbar dafür, dass Deutschland so viele Geflüchtete aufgenommen hat. Wir teilen aber auch das Gefühl der Fassungslosigkeit, weil es lange Zeit hieß, dass keine schweren Waffen geliefert werden würden. Wir Akademiker konnten uns zumindest erklären, warum das so war, weil wir Deutschlands Geschichte kennen. Das konnte man aber dem gemeinen Ukrainer kaum verständlich machen. Für sehr viele war diese Langsamkeit und Zurückhaltung deshalb nicht nachvollziehbar. Als es dann doch noch hieß, dass die Waffen kommen sollen, war das erleichternd für uns. Und trotzdem bestehen heute komplexere Gefühle als nur die Freude darüber, dass man endlich auch was geliefert bekommt. Das liegt vor allem daran, dass nun viele erstaunt darüber sind, dass Deutschland gar nicht so viel Material parat hat. Bislang glaubten hier alle, dass dieses starke Land in kürzester Zeit alles liefern könnte und trotzdem noch genug für sich selbst haben würde.

CF: Das war für viele Deutsche ebenfalls eine Überraschung. Dass die Bundeswehr nicht im besten Zustand ist, war bekannt. Dass sie aber über so wenig kampfbereites Gerät verfügt, wollte bislang wohl auch keiner in Verantwortung wahrhaben. So betrachtet, haltet ihr Ukrainer uns einen Spiegel vor das Gesicht und macht deutlich, wie schlecht aufgestellt unser Land gegenüber einem Aggressor ist, der auch uns als Feind betrachtet. In Deutschland ist deshalb seit vergangenem Jahr immer wieder von der

»Zeitenwende« die Rede, wenngleich sich wenig Spürbares tut. Wie ist das bei Euch, sorgt die Aussicht auf militärische Stärkung für deutlichere Hoffnung? Gibt es vielleicht sogar eine Vision für die Zukunft?

OM: Ich habe eine Vision von der Zukunft. Solange der Krieg aber nicht beendet ist, muss man auf alles gefasst sein. Deshalb kann ich bestenfalls ein paar Ideen äußern, wie es vielleicht sein könnte, wenn dieser Krieg erfolgreich im ukrainischen Sinne beendet werden würde. Wir dürfen aber bei aller Hoffnung nicht vergessen, dass, wenn wir unser Territorium zurückerobert haben werden, dort kein Stein mehr auf dem anderen sein wird. Dass dann rund ein Fünftel unseres Landes zerstört sein wird – wenn die Kämpfe nicht sogar noch auf andere Landesteile übergreifen. In den Regionen um Donezk und Luhansk gibt es jetzt schon Orte, wo kein einziges Haus mehr steht. Bei allem Optimismus übersteigt es meine Vorstellungskraft, wie das jemals wieder aufgebaut werden soll. Ich meine, das sind Orte, die wahrscheinlich jahrzehntelang nicht mehr bewohnbar sind. Andererseits, wenn man sehr, sehr lange perspektivisch denkt, kann man vielleicht darauf hoffen, dass die Weltgemeinschaft uns auch weiterhin helfen wird. Und dann wird vielleicht irgendwann auch alles einmal besser sein. Neben den immensen materiellen Zerstörungen müssen wir uns in den nächsten Generationen aber auch einer demo-

2 — Dieser forderte die Ukrainerinnen und Ukrainer mehrfach auf, die Waffen niederzulegen und sich mit gewaltfreien Mitteln wie Sitzblockaden gegen die Invasoren zu wehren. Vgl. Uwe Buse: Ein bisschen Frieden, in: Der Spiegel v. 29.12.2022.

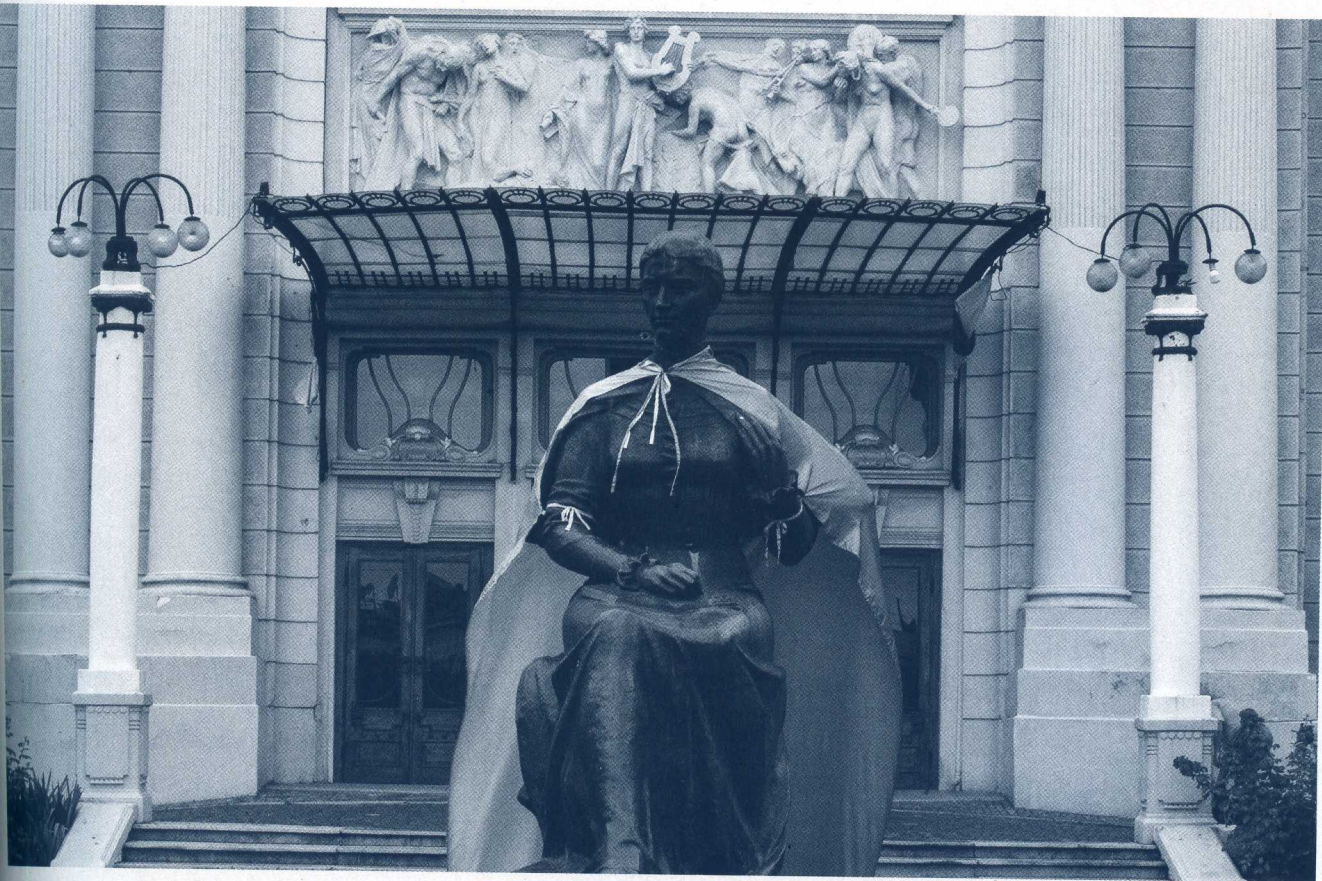
graphischen Krise stellen. Die Bevölkerungsstruktur war in der Ukraine schon vor dem Krieg nicht besonders gut. Ganz nüchtern betrachtet, wird es wohl so werden, dass viele – gerade junge Frauen mit Kindern – wahrscheinlich im Ausland bleiben, weil ihre Heimat zerstört ist oder ihre Männer und Väter im Krieg umgekommen sind. Und gleichzeitig muss man – das sage ich jetzt sehr ungern, weil es zynisch klingt –, ganz emotionslos analysieren, dass der Krieg auch Chancen mit sich bringt. Das merken wir in Czernowitz ganz besonders. Die Region ist eigentlich wirtschaftlich schwach. Jetzt entsteht hier aber recht viel, weil Menschen aus dem Osten zu uns geflüchtet sind und viele wohl auch hierbleiben werden. Darunter sind beispielsweise sehr gut ausgebildete Ärzte oder Menschen mit anderen Fachberufen, die beispielsweise Unternehmen gründen. Und so absurd es klingt: Wir profitieren von den Notwendigkeiten, die ein Krieg mit sich bringt. Zum Beispiel wird unsere Infrastruktur ausgebaut, etwa um Hilfsgüter ins Land zu holen. Jahrzehntlang fehlten hier gut funktionierende Grenzübergänge nach Rumänien. Jetzt wurden zwei neue eingerichtet. Das wird uns perspektivisch auch helfen, Waren zu exportieren. Beispielsweise wird schon eine der größten Speicherkammern für Getreide des Landes ganz in der Nähe gebaut, weil damit der direkte Weg in die rumänische Hafenstadt Constanta am Schwarzen Meer offensteht. Das sind natürlich positive Entwicklungen, die uns Perspektiven und Hoffnungen geben. Und nicht nur in Czernowitz ist dieser große Umbruch im Gange. Viele Gemeinden im Westen nutzen die Möglichkeiten und auch den Umstand, dass die Russen nicht mehr genug Waffen haben, um uns hier flächendeckend anzugreifen. Die gesamte wirtschaftliche Entwicklung hilft aber nur denen, die diesen Krieg überleben. Und auch die vielen traumatisierten Menschen werden – egal, wo sie sind – lange leiden müssen. Ich denke oft daran, dass es auf der ganzen Welt nicht genug Psychotherapeuten geben wird, die alle Wunden heilen können. Und ich denke an die Menschen, die ihre Familienangehörigen verloren, die Schlimmes erlebt haben. Aber ich denke auch an uns, die – objektiv oder subjektiv gesehen – nichts so Schlimmes erlebt haben. Denn schon allein, wenn man intellektuell einigermaßen zu verstehen versucht, was hier passiert, kann man psychisch nicht gesund bleiben. Die psychische Belastung ist ein großes, wirklich ein sehr großes Problem für uns alle in der Ukraine. Und es ist auch für mich eine enorme Belastung. Es geht vielen so wie mir, dass, wenn ich morgens aufwache, mich oft das Gefühl beschleicht, dass, wenn der Krieg nicht plötzlich zu Ende ist, ich einfach weiterschlafen möchte – dass ich einfach

in Winterschlaf fallen und erst aufwachen möchte, wenn alles vorbei ist.

CF: Das heißt: Wir müssen uns sehr bewusst darauf einstellen, dass du und deine Generation dauerhaft von diesen Ereignissen gezeichnet sein werdet, und dass ihr deshalb auch lange Zeit Hilfe über das Materielle hinaus benötigen werdet.

OM: Wir sind alle traumatisiert, hoch traumatisiert. Und wir sind alle gezeichnet.

CF: Da ich im Beruf auch häufigen Umgang mit Zeitzeugen der Geschichte pflege, weiß ich, dass diese Traumata tief sitzen und schlummernd über Generationen hinweg weitergegeben werden können. Folglich sind die Konsequenzen, denen ihr euch stellen müsst, heute noch gar nicht absehbar. Bei allem, was du schilderst, fühle ich mich aber auch erinnert an Prozesse oder Schilderungen, die aus vielerlei Kriegs- und Nachkriegsszenarien bekannt sind. Dabei ist es fast egal, wo diese Konflikte stattgefunden haben. Die Menschen betrifft es immer auf eine ähnliche Art und Weise. Das gilt auch für die Gewissensfragen, die du dir selbst stellst, etwa angesichts der aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen deines Landes. Und ich will deshalb die Hoffnung haben, dass auch bei euch aus dem Schlechten etwas Gutes erwachsen kann. Auf Reisen im südöstlichen Europa traf ich zuletzt wieder auf Menschen, die ähnlich schlimme Dinge erleben mussten. Erst letztes Jahr sprach ich im bosnischen Srebrenica mit Aktiven der Gedenkstätte des Massakers vom Juli 1995, die sich den Traumata stellen und auch gegen arge Widerstände der serbischen Lokalbevölkerung beharrlich Erinnerungsarbeit leisten. In Dubica besuchte ich anschließend zwei bosnische Frauen, die den Bürgerkrieg hautnah miterlebt hatten, nach Deutschland geflüchtet waren und nach Kriegsende ihr zerstörtes Haus wieder aufbauten. Heute leben sie dort voller Hoffnung und beinahe ohne jeden Groll. In Belgrad sah ich die zerstörten Hochhäuser, die der Staat als Kulisse in seinen propagandistischen Rahmen gegen den Westen gesetzt hat. Trotzdem traf ich dort auf junge Menschen, die sich öffnen und ein Leben abseits des serbischen Nationalismus führen wollen. Und wenn ich es mir hier in meiner privilegierten Situation überhaupt erlauben darf, darüber zu sprechen, will ich zumindest daran glauben, dass das auch eine Hoffnung für die Ukraine ist, dass dort irgendwann Verhältnisse sein werden, die eine Basis für Neues sein können und vielleicht auch Versöhnlichkeit zulassen...(?)



OM: Versöhnung ist vielleicht das falsche Wort. Dafür benötigt es einen gegenseitigen Prozess. Und ich kann mich nicht erinnern, dass Russland irgendwann im Laufe seiner Geschichte jemals seine Fehler zugegeben hat oder dass es sich für irgendwas entschuldigt hätte. In der eigenen Logik war das immer ein Land der Helden, ein Land, das stets gesiegt hat, und deshalb auch immer mit allem Recht behalten hat. Ich habe keinen Optimismus im Hinblick darauf, dass sich das in naher Zukunft ändern wird. Vielleicht passiert es irgendwann. Dann werde ich aber nicht mehr leben.

Ich wurde 1977 geboren und habe sehr bewusst die Aufbruchsstimmung Anfang der 1990er Jahre erlebt. Und ich wusste es damals zugleich, und weiß es auch heute, wie viele Ukrainer – und auch Angehörige anderer Völker – in der Sowjetunion vernichtet worden sind, nur weil sie im Prinzip das Gleiche wollten, was wir jetzt auch wollen: nämlich im eigenen Land leben und unabhängig sein. Ich wusste, dass sie dafür in Gulags verschleppt und ermordet worden waren. Trotzdem hatte ich, hatten wir in der Ukraine die Hoffnung, dass das nicht mehr möglich sein könnte; dass das die absolute Vergangenheit ist. Allem ungeachtet befinden wir uns heute im Krieg.

CF: Vielleicht kann man es so zusammenfassen, dass es im kollektiven Gedächtnis keinen »Schlusstrich« des Erinnerns geben darf? Denn weil Dinge wieder geschehen können, muss sich eine Gesellschaft ihre Geschichte immer vergegenwärtigen – muss sich mit Wissen wappnen?

OM: Ja. Und ich hoffe natürlich, dass wir in absehbarer Zeit auch wieder an einen Punkt kommen werden, wo wir

sagen können: Diese Form des Krieges oder diese Form der Auseinandersetzung, des Konfliktes mit Russland ist eine hinter uns liegende Vergangenheit. Auch wenn das möglicherweise nur eine Illusion ist, will ich es hoffen.

Die Erinnerung aber wird immer bleiben. Denn ich glaube, dass die Bewältigung der Vergangenheit eine gute Fähigkeit der Menschen ist. Damit meine ich, dass der Mensch nicht vergessen muss, was gewesen war, um die Dinge zumindest soweit hinter sich lassen zu können, dass sie ihn nicht vom Weiterleben abhalten. Wenn so ein einigermaßen normales Leben möglich ist, wird der Mensch auch immer in die Zukunft gerichtet sein, wird kreativ sein und sein Fortbestehen sinnvoll gestalten wollen. Daran glaube ich.

CF: Danke für deine Einblicke.

OM: Sehr gerne, und vielen Dank dafür, was du machst. Ich weiß es zu schätzen.